



Lutz Ellrich

## Was heißt ›Wissensgesellschaft‹?

Als ›Neuzeit‹ bezeichnet man im Abendland jene historische Phase, in der sich die theoretische Neugierde von ihren religiösen Fesseln löst und zur treibenden Kraft des gesellschaftlichen Fortschritts wird. Der ungezügelter Wissenstrieb, welcher nach langen Kämpfen nun endlich freie Bahn hat, weckt allerdings auch Ängste. Denn er gefährdet nicht allein das seelische Gleichgewicht der Einzelnen, sondern auch das Gesamtgefüge der sozialen Ordnung. Man benötigt daher eine Struktur, die sicherstellen soll, dass er seine Potenziale zum Nutzen und nicht zum Verderben der Menschen entfaltet. Diese schwierige Aufgabe einer gleichzeitigen Erregung und Bändigung des Erkenntnisdrangs übernimmt eine streng geregelte Praxis: die sogenannte ›Wissenschaft‹. Sie wird zum eigenständigen sozialen System und erringt Zug um Zug eine solche Macht, dass sie sich schließlich im 19. Jahrhundert als einzige legitime Quelle gültigen Wissens ausgeben kann. Hier im Bezirk der Wissenschaft entstehen die anerkannten Ausbildungs- und Forschungsstätten, hier wählt man die relevanten Gegenstände aus, gewichtet die verschiedenen Disziplinen, einigt sich über die erlaubten Methoden und legt die Prüfkriterien und Beweismittel fest, hier formieren sich die Diskurse, die über Wahrheit und Bedeutung entscheiden, Paradigmenwechsel einleiten und die großen Schnitte (etwa zwischen Geist und Natur) vollziehen und auch wieder (kontrolliert) zur Disposition stellen.

Diese Epoche, so will es scheinen, geht heute ihrem Ende entgegen. Im Zeitalter der elektronischen Medien erhält Wissen einen anderen Status. Einerseits wird es zum höchsten Gut, das man freilich niemals besitzen kann, sondern in einem lebenslangen Lernprozess erwerben und ständig revidieren muss. Andererseits lässt sich nicht mehr übersehen, in welchem Maße Wissen von Sichtweisen, Kontexten und Speicher- bzw. Verbreitungstechniken abhängig ist. Gewissheit gehört nicht

länger zu den mentalen Begleiterscheinungen, die sich im Subjekt bei der Aneignung und Verwendung von Wissen fast automatisch einstellen. Dennoch lässt der Wille zum Wissen nicht nach. Neue Einsichten stehen hoch im Kurs. Auch das Vorläufige und Provisorische verschafft sich Beachtung. Dies führt zu einer Ausdehnung der als nützlich und wichtig eingeschätzten Erkenntnisse. Zunächst einmal ändert sich das Profil der Reputation von Wissensträgern und Fachleuten: Die Divergenzen zwischen Spezialisten werden als Normalzustand hingenommen, und auch der klassische Unterschied zwischen Experten und Laien verliert an Schärfe. Sodann deutet man explizites und thesenhaft ausformuliertes Wissen zunehmend als Hinweis auf einen impliziten Bestand von Fertigkeiten und Fähigkeiten, der nur mühsam zu gegenwärtigen und reflexiv einzuholen ist. Gerade die Erschließung latenter Grundlagen des sichtbaren Wissens und die Übersetzung verborgener Kompetenzen in ausdrückliche Weltbeschreibungen erscheinen den meisten Betroffenen als ein notwendiger Schritt, um das aktuelle Projekt der computerbasierten Formalisierung sozialer, speziell ökonomischer Abläufe vor Schiefslagen und Fehleinschätzungen zu bewahren.

Wissen präsentiert sich heute mithin als Ansammlung perspektivisch gebundener Aussagen über alle erdenklichen Sachverhalte, die eben nicht von selbst in den Blick der Akteure rücken, sondern erst durch deren Einsatz regelrecht erzeugt und zu Problemen ernannt werden. Diese Relativierung eröffnet dem Wissen die Möglichkeit, sich permanent selbst zu überholen und die Produktion innovativer Ideen zu seinem leitenden Gesichtspunkt zu machen. Gleichzeitig steigt die Menge des erzeugten Wissens sprunghaft an, und es reift der Verdacht, dass mit jedem Wissensgewinn auch gravierende Kenntnisverluste einhergehen. Darüber hinaus fällt auf jeden Zuwachs von Wissen ein unvermeidlicher Schatten des Nicht-Wissens, sobald das frische Wissen zur An-



wendung kommt und mit nicht berechenbaren Nebenfolgen konfrontiert wird (vgl. Beck 1996).

Es erhebt sich daher die Frage: Kann die heutige Gesellschaft ein derart riskantes Wissen, das der strukturellen Dauer-Revidierbarkeit ausgesetzt ist und die eigene Instabilität als kreativen Impuls zur Generierung weiterer Irritationspotenziale ausnutzt, überhaupt verkraften? Eine mögliche Antwort liefert die These, dass in der Spätmoderne das Wissen endgültig seine traditionelle Aura des Esoterischen und Abgehobenen verliert und einem durchdringenden Management unterworfen wird. Denn nur so lässt sich das per se fragwürdig gewordene Wissen in (wenigstens zeitweise) taugliches Wissen transformieren.

Als weiterer Faktor, der das Gewicht des Wissens steigert, gilt der sogenannte Globalisierungsprozess, der die Welt unter der Losung ubiquitär zugänglicher Kommunikationsmedien zu einer einzigen umfassenden (Welt-) Gesellschaft formt. In den Selbstbeschreibungen der Spätmoderne taucht daher immer häufiger der Ausdruck ›Wissensgesellschaft‹ auf und verdrängt andere promi-

heute im Konzept des Wissensmanagements seinen zeitgemäßen Ausdruck findet, nicht zur Privilegierung des *theoretischen* Wissens. Es entsteht hingegen ein dramatischer Bedarf an *praktischem* Orientierungswissen für konkretes Alltagshandeln, das in Beruf, Familie und den Bereichen einer individuell gestalteten Freizeit zunehmend durch Programme des *Selbstmanagements* bestimmt wird. Die als Nebenwirkung der Wissensexplosion hervortretende Unsicherheit erzeugt also keine generelle Skepsis gegenüber Wissen. Sie steigert vielmehr die Nachfrage nach nützlichem, hier und jetzt verwertbarem Wissen. Dies führt allerdings dazu, dass die akzeptierten Verfahren zur Wissensermittlung erweitert werden und neben dem (sich beständig selbst relativierenden) Expertenwissen auch semi-professionelle Arten des Wissens an Geltung gewinnen. Durch das Auftreten unzähliger konkurrierender Wissensakteure kommt es regelrecht zu einer Dezentralisierung des theoretischen und praktischen Wissens.

Bei der Produktion und Verbreitung speziell des praktischen Wissens spielen heute die massenhaft zu-

*Es entsteht hingegen ein dramatischer Bedarf an praktischem Orientierungswissen für konkretes Alltagshandeln, das in Beruf, Familie und den Bereichen einer individuell gestalteten Freizeit zunehmend durch Programme des Selbstmanagements bestimmt wird.*

nente Etiketten wie etwa ›Dienstleistungs-‹ oder ›Erlebnisgesellschaft‹. Mit dem Begriff ›Wissensgesellschaft‹ ist zudem die Vorstellung verknüpft, dass der kommunikationstechnisch ermöglichte weltweite Transfer von Wissen den Kapitalströmen überhaupt erst den Weg bereitet – und nicht umgekehrt. Das globalisierte Wissen ist nicht allein ein Wissen, auf das ortsunabhängig und schnell, also hocheffizient zugegriffen werden kann, sondern auch ein Wissen, das sich – wie nie zuvor in der Geschichte – an ebenden Märkten durchsetzen muss, deren Etablierung es ermöglicht.

Die spätmoderne Entfesselung des Wissens führt zu einer radikalen Rückbindung der Theorie an die Praxis und zu einer internen Differenzierung und Abstimmung unterschiedlicher Wissens Elemente (Daten und Informationen, implizites und explizites Wissen, personales und organisationales Wissen). Anders als Daniel Bell in seiner Theorie der ›nachindustriellen Gesellschaft‹ vermutete, führt die Ausrichtung des Wissens am Kriterium der Innovation und am Bedürfnis nach Kontrolle, das

gänglichen Medien (Presse, Fernsehen, Internet) eine entscheidende Rolle. Denn effektive Handlungsorientierungen werden immer weniger in Sozialisationsprozessen erworben und zu lebenslang stabilen Mustern kondensiert. An die Stelle der familialen und schulischen Erziehung treten mediale Lernszenarien für Ermittlung, Erwerb und Erprobung des praktischen Wissens. Welche Arten von Handlungsorientierungen für die gelungene Lebensführung der Individuen einerseits und die Reproduktionen sozialer Makrostrukturen andererseits besonders geeignet bzw. funktional erforderlich sind, ist jedoch alles andere als klar. Derzeit befinden sich unter Sozialwissenschaftlern drei Konzepte im Umlauf (vgl. Ellrich 2001, 2007):

Die Vertreter des ersten Konzepts betrachten Normen und Werte (trotz ihrer Erosion in fast allen Gesellschaftsbereichen) als unabdingbare Mittel der Handlungssteuerung und -koordinierung. Den Medien wird daher die Aufgabe zugewiesen, öffentliche Arenen bereitzustellen, in denen der Streit um die geltenden Normen und die



höchsten Werte mit triftigen Argumenten ausgetragen werden kann.

Die Anhänger des zweiten Konzepts gehen davon aus, dass in einer hochkomplexen, funktional differenzierten Gesellschaft starke, inhaltlich bestimmte Orientierungen eher hinderlich als nützlich sind. Gefragt ist vielmehr die allgemeine Kompetenz zur Herstellung kommunikativer Anschlüsse, die die Reproduktion der Gesellschaft gewährleisten. Der Beitrag der Medien besteht dann in erster Linie darin, Aufmerksamkeit bindende Themen auf die Agenda zu setzen und allen Akteuren gleichzeitig zugänglich zu machen.

Die Verfechter des dritten Konzepts, das sich als ›medialer Normalismus‹ bezeichnen lässt, halten starke Orientierungen zwar weiterhin für unabdingbar, versuchen aber zu zeigen, dass eindeutige Vorschriften wie Normen und Werte heute weitgehend durch ein breites Spektrum an Daten über das faktische Verhalten ersetzt werden. Eine regulative Funktion erhält das Datenmaterial, wenn es medial aufbereitet (nämlich in Wissen transformiert) und den Akteuren zur selektiven Aneignung dargeboten wird. Dies geschieht sowohl durch Berichte über die quantitative (statistische) Verteilung von Verhaltensweisen (zum Beispiel Alkoholkonsum, sexuelle Praktiken, Kindererziehung etc.) als auch durch die Installation von Experimentierfeldern (zum Beispiel Game-shows, Reality-Soaps etc.), in denen (unter ständig veränderten Bedingungen und mit stets neuen Ergebnissen) darüber diskutiert und entschieden werden kann, was aktuell akzeptabel und verwerflich ist.

Die Mediennutzer – so lehrt es die Theorie des ›medialen Normalismus‹ – erkennen, dass die Medien etwas bieten, was die ›direkte‹ Begegnung mit der Welt nicht oder nicht mehr gewährt. Sie sind daher weit davon entfernt, ihre Lebens- und Arbeitswelt mit den Datenlandschaften und Inszenierungen der Medien zu verwechseln. Sie schätzen die Medien vielmehr als Produzenten einer ebenso umfassenden wie kondensierten Darstellung der modernen Welt, die sich den Individuen aufgrund begrenzter Erfahrungsmöglichkeiten immer mehr entzieht. Dienlich sind die Medien, weil ihr Angebot sich markant von der Welt, und das heißt: dem Modus, in der die Welt als etwas Chaotisches und Ungreifbares hervortritt, unterscheidet. Medien liefern eine für Handlungszwecke geeignete Konstruktion der Welt, speziell der sozialen Welt. In genau dieser Eigenschaft treten die Medien als bedeutsame Innovationen hervor. Kraft ihrer technisch-

materiellen Qualitäten und ihrer symbolischen Darstellungsmittel sind sie der unmittelbaren Erfahrung der Nutzer zugänglich, während die Welt, so wie sie ›ist‹, als unübersichtliches und verstörendes Areal erscheint, dem sich ohne Weiteres kein praktisch verwertbares Wissen abringen lässt. Personen, deren Handeln kaum noch durch internalisierte Normen gesteuert wird, entwickeln deshalb ein besonderes Vertrauensverhältnis zu den Medien. Die Nutzer wissen, dass sie in der Realität permanent auswählen und entscheiden müssen, und betrachten die Medien als Errungenschaften, die solche Entscheidungen durch die Präsentation eines Spielraums verfügbarer Optionen merklich erleichtern.

Welches der genannten drei Konzepte den größten zeitdiagnostischen Wert besitzt, ist schwer zu sagen. Immerhin lässt sich recht genau bestimmen, worin die Attraktivität des zuletzt (und etwas ausführlicher) erläuterten normalistischen Konzepts besteht. Es macht deutlich, dass der Umgang mit medialen Datenlandschaften, die dem jeweiligen Nutzer zwanglose Angebote zur Selbstpositionierung unterbreiten, unweigerlich folgende Frage aufwirft: Ist die hier praktizierte Wahlfreiheit etwas vollkommen Scheinhaftes oder eine für spätmoderne Verhältnisse charakteristische Manifestation subjektiver Autonomie?

#### Literatur

- U. Beck: Wissen oder Nicht-Wissen? Zwei Perspektiven ›reflexiver Modernisierung‹, in: U. Beck, A. Giddens und S. Lash (Hg.): *Reflexive Modernisierung*. Frankfurt am Main 1996, S. 289–315  
D. Bell: *Die nachindustrielle Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1975  
L. Ellrich: Medialer Normalismus, in: J. Allmendinger (Hg.): *Die Gute Gesellschaft*. Opladen 2001, S. 372–399  
L. Ellrich: Normativität und Normalität, in: Ch. Bartz und M. Krause (Hg.): *Spektakel des Normalismus*. München 2007, S. 25–52  
H. Willke: *Systemisches Wissensmanagement*. Stuttgart 2001

*Wahrheit. – Niemand stirbt jetzt an tödlichen Wahrheiten: es gibt zu viele Gegengifte.*

*Friedrich Nietzsche*

*Gefahr unserer Kultur. – Wir gehören einer Zeit an, deren Kultur in Gefahr ist, an den Mitteln der Kultur zugrunde zu gehen.*

*Friedrich Nietzsche*